



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Jakob Loewenberg

Loewenberg, Jakob

Berlin, 1937

urn:nbn:de:hbz:466:1-33929

Jakob Loewenberg

Eine Auswahl aus seinen Schriften

Herausgegeben und eingeleitet

von

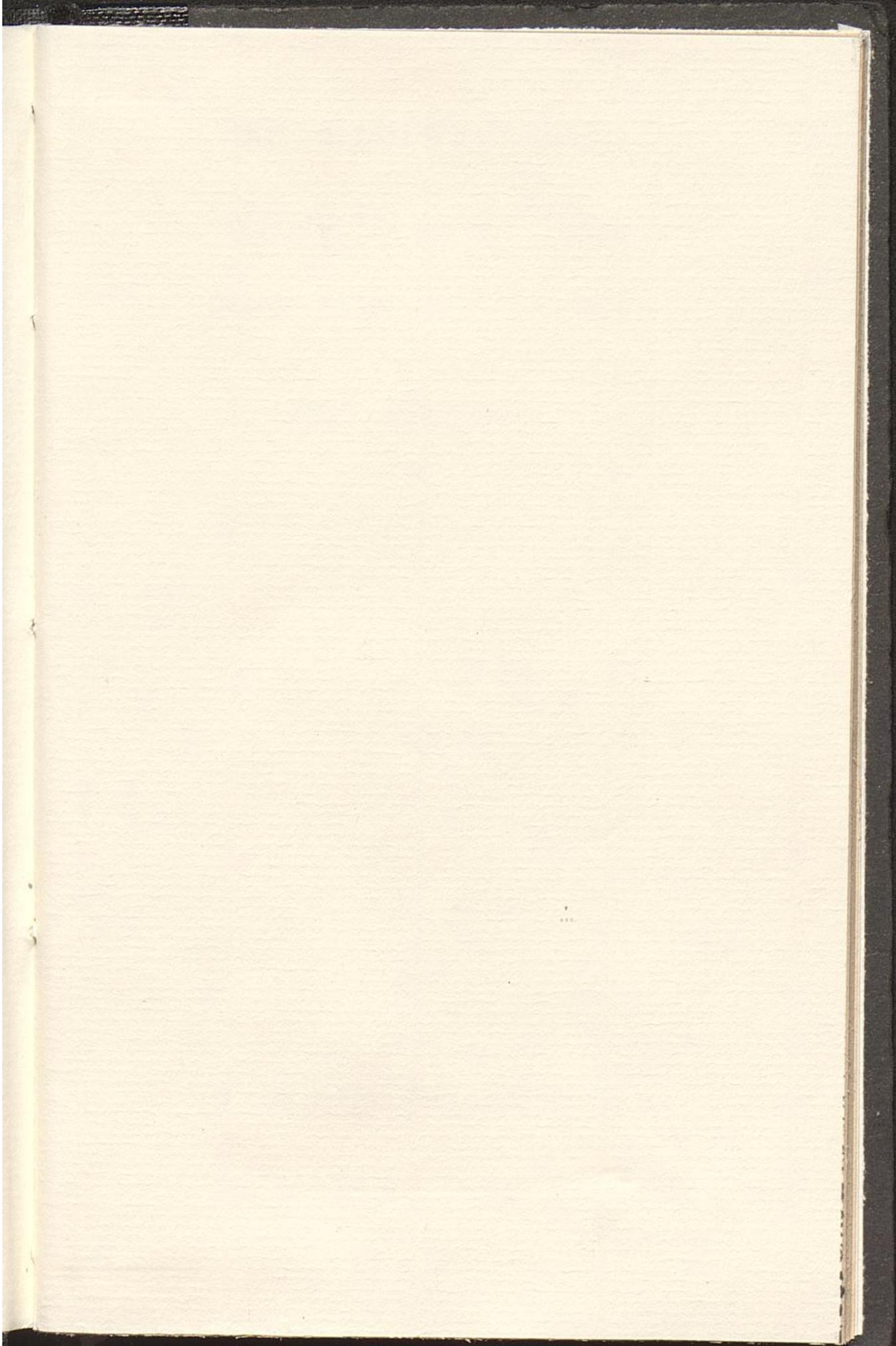
ERNST LOEWENBERG

Nr. 17

Jüdische Lesehefte / Herausgegeben von A. Leschnitzer

Im Schocken Verlag / Berlin 1937

SR
1374



JAKOB LOEWENBERG

EINE AUSWAHL AUS SEINEN SCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET

VON

ERNST LOEWENBERG

1937

IM SCHOCKEN VERLAG / BERLIN

Einleitung

JAKOB LOEWENBERG wurde am 9. März 1856 in Niederntudorf, Westfalen, geboren. Die Freuden des westfälischen Dorfkindes und die Innigkeit des frommen jüdischen Elternhauses durchleuchteten seine Kindheit. Früh stand fest, daß er Lehrer werden wollte. Mit vierzehn Jahren kam er auf das Seminar nach Münster, mit siebzehn Jahren war er Lehrer in Padberg, später in Rendsburg und Geseke. Dann ging er nach London und Paris, studierte in Marburg und Heidelberg und kam 1886 nach Hamburg, das ihm zur zweiten Heimat wurde. Sechs Jahre unterrichtete er an der Realschule der evangelisch-reformierten Gemeinde, im Cholerajahr 1892 übernahm er eine höhere Mädchenschule, die unter seiner Leitung eine der bedeutendsten Hamburgs wurde. Daneben stand eine reiche Tätigkeit als Dichter und Volksbildner. Der Freund Liliencrons und des Hamburger Dichterkreises gehörte zu den Gründern der Literarischen Gesellschaft, gab die erste moderne Anthologie »Vom goldenen Überfluß« heraus, warb in Vorträgen vor der Arbeiterschaft für Kunst im Volke (»Deutsche Dichterabende«), kämpfte für eine Erneuerung des Märchenspiels (»Rübezahl«). Zu seinem siebzigsten Geburtstag brachte Stadt und Staat Hamburg dem bescheidenen Mann, der sich immer als das jüdische Dorfkind aus Westfalen fühlte, Dank und Anerkennung. Mitten aus der Arbeit nahm ihn eine Grippe am 7. Februar 1929.

Judenkirchhof in der Heide

Wachholdersträucher stehn im Heidegrund,
Hier groß, dort klein, hier dichtgedrängt zum Bund,
Und da allein, ver mummt in Trauertracht,
Als ob sie einen Lieben hergebracht
Und dächten stumm nun sein, der ausgelitten.
Und eine Birke leuchtet in der Mitten.
So still, so ruhvoll friedsam ist es dort,
Der Judenkirchhof heißt beim Volk der Ort. —

Novembersturm, die Flügel weit gespannt,
Fährt pfeifend, kreischend durch das Heideland.
Die weißen Flocken, seine Federn, fliegen,
Daß Busch und Baum sich zitternd vor ihm bie-
gen.

Es stöhnt und ächzt und pocht in wilden Schlägen,
Als ob da Tausende im Sterben lägen. —
Der Heidjer kreuzt sich: »Heilige Marie,
Dir, Mutter Gottes, beug ich fromm das Knie,
Du weißt, die Pest geht durch das deutsche Land,
Halt sie uns fern mit deiner starken Hand.«

Da klopft es an die Türe: »Helft, kommt mit!
Mein Weib, mein Kind, o helft, nur hundert
Schritt —

Wir haben auf der Heide uns verirrt« —
Ein Schein vom Spanlicht um sein Antlitz flirrt.
Der Heidjer sieht die angstverzerrten Züge
Und prallt zurück: »Verfluchter Jude, Lüge!
Du bringst den schwarzen Tod in diesen Grund,
Bist selbst der schwarze Tod, pack dich, du Hund!«
Und schlägt nach ihm, als sei's ein wildes Tier,
Der Alte stürzt davon und stöhnt: »Auch hier!«

Am andern Tag fand man die drei erstarrt,
Hat tief im Heidegrund sie eingescharrt. —

Den Judenkirchhof nennt das Volk den Ort,
So still, so ruhvoll friedsam ist es dort.

Judas Tod

Es dämmert im Osten, die Schatten fliehen,
Die Palmen beben im Morgenwind;
Auf goldnen Schwingen die Wolken ziehen,
Die Gipfel des Hermon rosig erglühen,
Und strahlend, in schimmernder Pracht beginnt
Die Sonne den Sieges-, den Heldenlauf.
Der Tag ist da, wacht auf, wacht auf!

Sie sind erwacht. Vom Walde, auf steilem Berges-
pfad
Das Heer der Makkabäer zum Kampf gerüstet naht.
Ein Heer die Schar, die kleine? Nur wenige hundert
Mann!
Ein Heer, ein mächtiges, großes, — es zieht ein Held
voran.

Sie sind im Tal, sie rasten. Der Führer prüft die
Reihn;
Da recken sich die Häupter, auf glänzt des Auges
Schein;
Ein Widerstrahl vom Lichte, das seinen Blick erhellt,
Erwärmend, tatenzündend in alle Herzen fällt.

»Dank euch, die ihr geblieben, die treu noch auf der
Wacht,

Was sich nicht sicher fühlte, stahl uns die dunkle
Nacht.

Frei ließ ich alle wählen: wer krank ist, geh nach Haus.
Sie waren krank, sie flohen in Schimpf und Schmach
hinaus.

Ob Tausende zu Hundert uns heut geworden sind—
Treu bleibt das Korn dem Boden, die Spreu ent-
führt der Wind.

Kämpft hier die Zahl allein denn, ist's nur der Arm,
das Schwert?
Das Herz ist's, meine Brüder, mit Treu und Mut
bewehrt!

Wir siegen, müssen siegen, der Kampf sei noch so
heiß!

Wir dürfen nimmer weichen, zu herrlich ist der Preis,
Was eure Seele Großes und Schönes je empfand,
Ihr kämpft darum: Um Freiheit, um Gott und
Vaterland!

Wohl ist der Tempel unser. Des Tags vergeß ich nicht,
Da wir darin entzündet das heilige, reine Licht.
Nun stehn die Hallen offen, geweiht ist der Altar!
So bringt heut unserm Gotte das rechte Opfer dar!

Seht, wie die Palmen grüßen im lichten Morgentau!
Hört ihr des Jordans Rauschen durch ferne, duftige
Au?

Und ist's zum letzten Male, so rauscht im Wellendrang
Der Zeiten unvergänglich von eurem Ruhm der Sang.

Noch einmal Dank, ihr Brüder; ihr wißt, wie ich's
gemeint.

Erhebt die Hand zum Schwure: hier Juda, dort der
Feind,
Und mit uns allerwegen der Herr, Gott Zebaoth!«
Vom Berge hallt es wider: In Freiheit oder Tod!

Durchs Tal des Abends Schatten gehen,
Blutrot die Sonne im Westen sank;
Die jauchzend ihr morgens entgegengesehen,
Sie ruhen stumm auf des Berges Höhen,
Wo nur der Tod sie, kein Feind bezwang.
Um den Führer geschart ruht Mann bei Mann.
Schlafft still, schlafft still! — die Nacht bricht an.

Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr

Zum Heimatsdorf war ich nach langer Trennung
Mit meinen beiden Knaben froh gewandert.
»Das, Jungens, sind die Straßen, drin ich spielte,
Das ist das Haus, in dem ich groß geworden,
In dem es Brot und Prügel gab und Küsse.
Das ist der Baum, auf den ich kühn geklettert,
An dem ich mir die Hosen oft zerrissen,
Als ich ein Knirps, ein Schlingel war wie ihr.«
Sie sehen mich mit fremden Augen an
Und fragen still: Ist's wirklich wahr denn, Vater?
Bist du einmal so klein wie wir gewesen? —

Und suchend zieh mit ihnen ich durchs Dorf.
Aus jeder Tür, aus jedem Hof und Garten
Springt die Erinnerung grüßend auf mich zu,
Und alles lebt, was einst mit mir hier lebte.

Da nahn wir uns dem kleinen Gotteshaus.

Wie fremd schaut es mich an! Die Mauerpforte,
Die sonst stets offen stand, ist fest geschlossen.
Wie ich mich gegen sie auch stemm, sie weicht nicht.
Ein alter Bauer geht vorbei und sagt:
»Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr.«
Die Jungen sehn mich fragend, bittend an,
Da helf ich ihnen auf die Mauer klettern
Und springe selber in den kleinen Hof.
Brennesseln, Disteln halten mich gefangen,
Daß ich zur Türe mir den Weg muß bahnen.
Auch die verriegelt, fest, trotz allen Rüttelns. —
Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr. —
Und während ich des Wortes denk und sinne,
Da kommen sie gegangen, still andächtig,
Die Männer, Frauen und der Kinder Schar.
Ich muß sie kennen, nein, ich kenn sie nicht.
In fremder Tracht, gebückt, in scheuer Angst,
Den Mund verbissen, doch die Augen hell,
Wie tiefster Sehnsucht voll nach Licht und Leben,
So gehen sie daher in langer Reihe,
Geschlechter um Geschlechter, still vorüber.
Und endlich, ja, die kenn ich, jung und alt,
Und groß und klein, auch dich und dich und dich,
Und alle ziehen zu der Tür hinein.
Und drinnen fängt ein Summen an und Singen.
Und ganz zuletzt kommt auch der Vater her
Mit seinem schweren, müden Sorgenblick,
Und mit dem hellen Angesicht die Mutter.
Ich beuge mich, als sollten sie mich segnen. —
Und als ich aufschau, ist die Türe zu,
Und von der Mauer tönen helle Stimmen:
»Komm, Vater, komm! Wir wollen weitergehn!«

Des Vaters Gebetbuch

Dein Todestag! In meinen Händen
Halt ich ein Büchlein, alt und schlicht.
Wie fremd und seltsam sind die Zeichen,
Und hör so klar doch, was es spricht.
Dein Büchlein war's. Erinnerungen
Umfluten mich wie Wogenbrand,
Und jede Welle trägt ein welkes,
Doch duftiges Blatt mir an den Strand.

Ich seh, wie du im Morgenrauen
Fortwandertest tagaus, tagein,
Wie müde du nach Hause kehrtest
Spät abends bei der Sterne Schein.
Da warteten wir bange Stunden
Und wollten nicht zur Ruhe gehn,
Bis wir, ob auch der Schlaf uns lockte,
Dein liebes Antlitz erst gesehn.

Wie du um kargen Lohn des Tages
Dich bitterlich gemüht, gequält,
Wir hätten's nie geahnt, wir Kinder,
Wenn's nicht die Mutter uns erzählt.
Ob du im heißen Sonnenbrande,
Im Wintersturme zogst hinaus:
Die Freude lag auf deinem Antlitz,
Sobald du wieder kamst nach Haus.

Dies Büchlein hat dich treu begleitet,
Draus sagtest du dein fromm Gebet,
Hast oft aus ihm auf stillen Wegen
Um deiner Kinder Glück gefleht.
Und wenn des Unglücks Nacht dir dräute,

Umdrängten Sorgen dich zuhauf:
Ein Blick hinein — du hofftest wieder,
Und deine Sterne gingen auf.

Sabbatruh

In meines Lebens wilde Stürme
Bricht oft ein Friedensklang herein,
Da muß ich meiner Mutter denken,
Und alle Schmerzen schlafen ein.
Und mild seh ich's von ferne leuchten,
Ich ziehe aus die Wanderschuh
Vor meiner Kindheit heiligem Boden —
Willkommen, süße Sabbatruh!

Vom kleinen Zimmer strahlt die Lampe,
Die siebenarmige, hell hinaus,
Und vor ihr steht die Mutter betend
Und breitet ihre Arme aus.
Des Lebens staubbedeckte Sorgen
Verschloß sie in des Werktags Truh,
Und frei und fröhlich jauchzt die Seele:
O Licht und Freude, Sabbatruh!

So hoffte sie von Woch auf Woche,
So ging sie ihren Pilgerpfad,
So trug sie leicht die schwerste Bürde;
Und als der Tod sich ihr genaht,
Ein Lächeln überflog ihr Antlitz,
Sie schloß die müden Augen zu
Und sang — tat sich schon auf der Himmel?
»O Licht und Freude, Sabbatruh!«

In meines Lebens wilde Stürme
Bricht oft ein Friedensklang herein,
Da muß ich dein, o Mutter, denken,
Und alle Schmerzen schlafen ein.
Und mir aufs Haupt, wie einst vor Jahren,
Legst linde deine Hände du,
Und mich umfängt wie Muttersegen
Ein Ahnen ewiger Sabbatruh.

Gute Nacht

Wie Glockenklang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So milde wie ein Schlummerlied.
Es weht mir zu auf allen Wegen,
Im Sturmgebraus, im Flüsterwind,
Und selbst im Traume klingt es wieder:
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Wenn nach des Tages muntern Spielen
Der Knabe müd zur Ruhe ging,
Nach manchem Drohen erst und Bitten,
Ob auch der Schlaf am Auge hing,
Dann rief ich's von der letzten Stiege
Hinunter noch einmal geschwind,
Und fröhlich kam die Antwort wieder —
Gute Nacht, Mutter! — Gute Nacht, Kind!

Und saß der Jüngling bei den Büchern,
Ob noch so spät sein Blick auch glitt
Von Blatt zu Blatt hin, eifrig forschend,
Ich hörte doch den leisen Tritt,

Das Lauschen an der Türe hört ich,
Ich wußte, wer da sorgt und sinnt;
Hinüber und herüber klang es:
Gute Nacht, Mutter! – Gute Nacht, Kind!

Dann kam die Zeit, da ich gesessen
An deinem Bett, wie lang, wie oft!
Hielt deine bleiche Hand umschlungen
Und hab verzagend noch gehofft;
Sah dir ins müde, liebe Auge:
O, komm doch, Schlaf, erquickend lind!
Er kam; – zum letzten Male klang es:
Gute Nacht, Mutter! – Gute Nacht, Kind!

Wie Glockenklang vom Meeresgrunde
Ein Wort durch meine Seele zieht,
So wehmutsvoll wie Abendstimmen,
So milde wie ein Schlummerlied.
Und kann ich keine Ruhe finden,
Wenn Gram und Sorge mich umspinnt,
Dann hör ich's raunen, Frieden bringend:
Gute Nacht, Mutter! – Gute Nacht, Kind!

Wandern

Ich wandre sonder Zweck und Ziel,
Das ist das rechte Wandern.
Die Bächlein fragen nicht wohin,
Und kommt doch eins zum andern.

Ein wenig Grün für meinen Hut
Und Blumen gibt's allwegen,
Und wenn der Sonnenschein nicht lacht,
Erfreu ich mich am Regen.

Und ist's kein fröhlich Menschenkind,
So sind die lustigen Wellen,
Die Lieder hell, die Wolken hoch
Mir traute Weggesellen.

Wenn auch die Heimat noch so fern,
Winkt mir nur eine Klause,
Ein freundlich Aug, ein guter Trunk —,
Da bin ich gleich zu Hause.

Auf der Straßenbahn

In Hitz und Frost, in Staub und Regen,
Jedwedem Wetter die Stirn entgegen,
Die Hand an der Kurbel, das Auge gespannt:
So steht der Führer auf seinem Stand.
So steht er von früh bis abends spät,
Das schwatzt um ihn, das kommt und geht,
Das stößt und drängt sich, das scherzt und lacht
Bis in die tiefe Mitternacht.
Starr blickt er hinab in der Straße Gewühl,
Er steht auf Posten, er kennt nur ein Ziel,
Wie's um ihn auch hastet und wirrt und flieht:
Daß nur kein Unglück, kein Unglück geschieht!
Nur einmal da draußen, da kann es geschehn,
Wo grün an der Straße die Bäume noch stehn,
Da bricht ein Lächeln die starre Ruh.
Vom Wegrand winkt fröhlich sein Weib ihm zu,
Sein Junge springt flink an die Vordertür
Und bringt ihm ein Brot und bringt ihm ein Bier,
Fährt jubelnd mit zur Endstation —
Das ist des Tages reichster Lohn.

Sei jedem, wie und wo er auch fährt,
Solch eine Strecke Weges beschert.

Sehnsucht

Stille Inseln schwimmen auf dem Meer,
Wolkeninseln ziehn darüber her,
Unten leuchtet hell die Dünenwand,
Oben glüht der Sonne letzter Brand.
Zwischen beiden wie der Sehnsucht Zug
Auf und nieder einer Möwe Flug.

Der neue Lehrer

»Was willst du werden?«

»Lehrer!«

Wer mir die Antwort zuerst eingeflößt, oder ob sie gleich von innen herausgekommen, weiß ich nicht. Einmal hat ja jeder Junge den Wunsch, Lehrer zu werden, sei es auch nur in den ersten Schultagen, wenn der Gewaltige noch in voller Glorie thront, sei es später in dem leicht erklärlichen Verlangen, auch einmal nach Herzenslust strafen zu dürfen. Bei mir aber stand die Wahl jenes Berufes schon lange vor der Schulzeit fest, und es ist mir in meinen Werdejahren nie in den Sinn gekommen, daß ich mich überhaupt zu etwas anderm auswachsen könne. Vielleicht verdanke ich diese Festigkeit einer nachsichtigen Tante, welcher der kleine Bursche einmal ein langes Gedicht fehlerfrei vorgeplappert hatte. »Nein, meiner Seel, was der Jung klug ist, der muß Lehrer werden!«

Wer ist so jung oder auch so alt, daß er für Lob unempänglich sei?

»Junge, was willst du werden?«

»Lehrer.«

Da knie ich, ein vierjähriges Kerlchen, auf dem Stuhl vor dem niedrigen Fenster, presse den Kopf dicht an die kalten Scheiben und spähe hinaus auf den weißen Kiesweg, der um die gegenüberliegende neue, große Kirche führt. Gleich müssen sie kommen, da rechts um die Ecke her, ich höre schon den strammen, forschen Tritt, da sind sie, die Knaben der Dorfschule, die, vom Lehrer angeführt, ihren Turnerrundgang um die Kirche machen. »Da ist er, Mutter, sieh doch hin, da ist er, unser Ascher, da, da — Ascher!« rufe ich laut, und erschrocken ob meiner eigenen Kühnheit, spring ich vom Stuhl hinunter und halte mir beide Hände vors Gesicht. Ob er mich wohl gesehen hat? Wie stolz er zwischen den andern Jungen einherging!

Unser Ascher besuchte die Volksschule des Ortes, die deutsche Schule, wie wir sie nach alter Überlieferung nannten. Das Turnen war damals in Aufschwung gekommen und hatte seinen Weg auch nach dem kleinen Dorf gefunden. »Nun kommen wir vorwärts, wir erziehen ein starkes, freies Geschlecht«, meinten die Aufgeklärten, und die Jungen marschierten tapfer drauf los, — immer um die Kirche herum. Als ich schulpflichtig wurde, hatten wir wieder eine eigene jüdische Schule. Das war dem glücklichen Umstand zu verdanken, daß ich in demselben Alter mit dem ältesten Sohne des reichsten Gemeindemitgliedes war. Bis dahin hatten die Kinder genug in der allgemeinen Volksschule lernen können; aber nun mußten sie ‚mehr davon abbringen‘. Das Leben stellt

sofort größere Ansprüche, wenn ein reiches Kind zur Schule kommt. Und das sieht ja jeder ein, zehn Kinder in einer Klasse können mehr lernen als hundert, und außerdem müssen die Kinder auch etwas von ihrer Religion wissen, und es ist sehr schön, wenn uns jemand am Sonnabend und an den Festtagen etwas vorpredigen kann.

Diese Gründe schlugen um so eher durch, als alle Gemeindemitglieder schon seit Jahren von ihrer Richtigkeit überzeugt waren, mit Ausnahme des einen, der sie nun mit überzeugender Kraft und einwandfreiem Geldbeutel vorbrachte.

Die Gemeinde bestand nur aus wenigen Familien, die fast alle ihr Stückchen Brot sauer verdienen mußten. Der einzige Wohlhabende unter ihnen trieb Landwirtschaft; einer war Färber, und die andern waren Handelsleute. Der eine handelte mit Korn, der zweite mit Fellen, der dritte mit Zeugstoffen und Wollgarn, der vierte mit Vieh und der fünfte mit allem zusammen und noch mit vielen andern Dingen. Der fünfte war mein Vater.

Von seinen Vorfahren weiß ich wenig. Sie sollen aus Bayern nach Westfalen eingewandert sein. Geschwister hatte er nicht, die Eltern waren beide früh gestorben, und wie von sich selber, so mied er es auch, von ihnen zu sprechen. Seine Jugend war, wie sein ganzes Leben, Arbeit und Sorge gewesen.

Meine Mutter hat's mir oft erzählt: »Als wir uns verheirateten, hatten wir vierundzwanzig Taler Vermögen.« Sie sagte das in einem Tone, aus dem ich nie klar entnehmen konnte, ob das im Vergleich zu jetzt sehr viel oder sehr wenig sei; ich vermute aber, sie meinte sehr viel. Einkommensteuer brauchte mein Vater also nicht zu zahlen; aber da er mit aller Ent-

schiedenheit für die Anstellung eines eigenen jüdischen Lehrers eingetreten war, so war es auch ganz natürlich, daß man ihm einen großen Teil der Kosten aufbürdete.

An und für sich waren diese zwar nicht allzu groß; denn man hatte aus der Zahl der sich bewerbenden Lehrer den billigsten herausgesucht. Das war ein ällicher Mann, der schon seit einiger Zeit ohne Stellung und unverheiratet war, sonst hätte ja die Lehrerwohnung, die nur aus einer Schlafkammer und einem Kohlenraum bestand, nicht ausgereicht. Außer der freien Wohnung erhielt der Lehrer auch noch hundert Taler und das Recht, sich ‚rund zu essen‘. Das ging so zu. Jeden Tag der Woche speiste er bei einer andern Familie, und am Ende der Woche war er rund, das heißt er war ‚rund‘, aber bei der wenig üppigen Kost wurde er es nie. Die Einrichtung war übrigens vortrefflich. Es war die einfachste Lösung der heute noch so vielfach umstrittenen Frage, wie die Verbindung von Schule und Haus herzustellen sei. Wenn der Lehrer in die Lage versetzt ist, so gründlich den Geschmack eines jeden Hauses kennenzulernen, wenn die Mutter es wenigstens einmal in der Woche in der Hand hat, die ihrem Liebling widerfahrene Ungerechtigkeit an dem Übeltäter durch salzige Suppen und verbranntes Gemüse zu rächen: dann müssen sich auch die schroffsten Gegensätze in reinste Harmonie auflösen. —

An einem Freitagnachmittag hielt der neue Lehrer seinen Einzug. Auf einem Eselskarren hatte man seine Sachen holen lassen: einen Koffer mit Kleidern, eine Kiste Bücher und ein Bett. Er selber kam langsam hinterhergeschritten. Stock und Schirm in der einen Hand, die lange Pfeife in der

ändern. So zieht die Weisheit hinter den Eseln her ins Land.

Hinter dem Zaun eines benachbarten Gartens lagen die Schulkinder, Knaben und Mädchen, und ich bei ihnen. Der lange Zender hatte mich mitgenommen; »das Jüngelchen kommt ja nun auch zur Schule«, sagte er zu seiner Rechtfertigung.

»Da ist er, da ist er!«

Die Mädchen kreischten mit einem halb unterdrückten Schrei auf, dann wurde es totenstill, und ein paar Dutzend neugieriger Augen lugten forschend und bangend durch das junge Frühlingsgrün der Hagedornhecke.

»Wie groß er ist!«

»Und was für lange Stieweln er anhat!«

»An dem Rock hinten sind zweierlei Knöpfe!«

»So alt hätt ich ihn mir nicht vorgestellt.«

»Hu, sieht der aber schlimm aus!«

»Schlimm? Er soll mir mal was tun!«

»O Junge, wenn er das hört!«

»Er ist ja schon längst in der Schule.«

Und dann sprangen sie alle auf, um die große Neuigkeit in das Elternhaus zu tragen. —

Pünktlicher als gewöhnlich fanden sich die männlichen Mitglieder der Gemeinde beim Einbruch der Dämmerung zum Gottesdienst in der ‚Schul‘, der Synagoge, ein.

Selbst mein Vater, der weit über Land gewandert war, kam früh genug heim, um noch in aller Ruhe den blauen Bauernkittel gegen den schwarzen Sabbatrock zu vertauschen, sich schnell zu rasieren und sich wie gewöhnlich mehrere Male dabei zu schneiden. Er durfte heute unter keinen Umständen zu spät kommen, war er doch Vorsteher der Gemeinde.

Warum man gerade ihn zu dem Amt gewählt? Das Schreiben wurde ihm sein Lebtage herzlich sauer. Aber vielleicht just deshalb. Die Gemeinde stand sich nicht schlecht dabei; denn in der Regel vergaß er, die kleinen Ausgaben, die er für sie zu machen hatte, anzuschreiben. Stolz auf seine Würde kannte er nicht, sie war ihm nur eine Pflicht mehr, die erfüllt werden mußte, wie die andern auch.

Gesenkten Hauptes, ohne nach rechts oder links zu sehen, schritt der neue Lehrer aus der Schulstube über den schmalen Flur die Synagoge hindurch zum Vorbeterpult. Bedächtig legte er sich den Tallis um, begann die Abendgebete zu rezitieren, und andächtig kritisch lauschte die Gemeinde. Fieberhafte Spannung lag auf allen Gesichtern, als die ersten Psalmen beendet waren. »Nun kommt's drauf an, der Lechoaudi, das ist die Hauptsache.« Mit zitternder Stimme trug er eine wehmütige Weise des Sabbatbrautliedes vor. Seitwärts und rückwärts wandten sich die Köpfe der Zuhörer, um nach der ersten Strophe ihre Bemerkungen auszutauschen.

»Ganz schön!«

»Nit übel!«

»Da kann man noch was von lernen.«

»Ein ganz neuer Nigun.«

»So schön wie meiner ist er nit.«

Das sagte Meiers Salme, der stellvertretende Vorbeter, der als musikalische Autorität galt. Aber die meisten waren doch der Meinung, daß er noch schöner sei, und es sei auch mal was andres.

Gegen Schluß der Gebete sprach der Lehrer den schönen Segensspruch über den Wein: »Gelobt seist du, Ewiger, unser Gott, der die Frucht des Weinstocks erschaffen.« Er nippte nur an dem silbernen

Becher und drehte sich um, ihn den Knaben zu reichen, damit sie ihn leer trinken sollten. Aber scheu wichen alle zurück, auch die, welche sich sonst unverschämt vorzudrängen pflegten; nur der lange Zender blieb stehen und trank kalt lächelnd die ganze Broche allein aus.

Nach dem Gottesdienst traten die älteren Männer zu dem Lehrer hin, um ihn zu bewillkommen. Wir Jungens aber stürmten hinaus, Eilbotenpflichten im Herzen.

Draußen vor der Schulmauer standen die Mädchen, die Freitags abend nicht zur ‚Schul‘ gingen. »Nun, wie war's? Sagt's doch!« Verächtlich ließen wir sie stehen und rannten weiter.

In allen jüdischen Häusern gab's an dem Abend nur eine Frage und ein Diskussionsthema: »Nun, wie hat er geort?«

Und als sich am andern Morgen der männliche Teil der Gemeinde, jung und alt, wie gewöhnlich vor dem Gottesdienst im Vaterhause des langen Zender, das nahe bei der Synagoge stand, versammelte, da wurde nicht wie sonst von den Dorfereignissen oder von Geschäften gesprochen, da gab's nur einen Gesprächsstoff: der neue Lehrer. Man war voller Erwartung.

Die günstige Stimmung, die sich trotz Meiers Salme für ihn verbreitet hatte, wurde am folgenden Morgen noch wesentlich gesteigert. Zwar neue Melodien gab es nicht mehr, selbst beim Ausheben der Gesetzesrollen aus dem heiligen Schrein erklangen die alten bekannten Weisen, so daß die Gemeinde sofort im Chor mitsingen konnte. Auch das Vorlesen des Wochenabschnitts, natürlich in der alten Singangweise, und das Einheben der Thora brachte nichts Neues, Überraschendes.

»Er muß mal eine schöne Stimme gehabt haben«, meinten die Kenner. Aber dann kam vor dem Schlußgebet die Predigt.

Als er frei auf der höchsten Stufe vor der heiligen Lade stand, konnte man ihn zum erstenmal recht sehen. Eine hohe, hagere Gestalt, die Wangen blaß und eingefallen, die Nase ein wenig rot, und ein weicher, wehmütiger Zug auf dem ganzen Gesichte. War er alt oder jung?

Unter dem schwarzen Käppchen sahen ganz weiße Haare hervor, auch der Backenbart war schon grau; aber die Augenbrauen und der Schnurrbart waren noch kohlschwarz.

Von der Predigt selber verstand ich nicht viel, es lag wohl am Ton allein, daß sie mich traurig stimmte. Zuletzt sprach er viel von den Kindern, und daß sie das Schönste und Beste auf der Welt seien — das hatten wir noch nie gehört — und dann lobte er die Mütter, die so viel Sorge und Kummer um uns hätten — das hatten wir schon oft gehört — und was ein Mutterherz empfinde an Freud und Leid, das könne ein Mann gar nicht sagen.

Von der Frauenschul her tönte lautes, heftiges Schluchzen, und ich hörte ganz deutlich die Stimme meiner Mutter darin. —

So hatte der neue Lehrer mit einem Schlage die Herzen der Frauen für sich gewonnen, also auch die der ganzen Gemeinde. Darin waren nach dem Gottesdienste alle einig: »Ein guter Chasen und ein feiner Prediger ist er, wenn er nun auch noch ein guter Kinderlehrer ist, haben wir unser Geld nicht in den Dreck geworfen.«

Der lange Gettschlek

Wer da glaubt, das Leben auf dem Lande sei ein-
förmig und langweilig, der hat nie auf dem Lande
gelebt. Erscheinen auch die Ereignisse, die sich hier
zutragen, klein und unbedeutend, so stehen doch
die Menschen, die sie erleben, unmittelbar an ihrer
Quelle, stehen da, wo der Stein ins Wasser gewor-
fen wird und, wenn auch nur kleine, doch tiefe Wel-
lenkreise zieht. Das gilt schon für den Erwachsenen
und wie viel mehr für das Kind. Ihm ist ja alles Er-
eignis, alles, was es sich Neues eräugt. Ein Koffer,
der geleert, ein Schrank, der verrückt, ein Bäum-
chen, das verpflanzt wird, sind Hebel, die ganze
Welten seiner Phantasie in Bewegung setzen kön-
nen. Es erwartet immer noch etwas, sieht immer
noch etwas hinter den Dingen liegen. Und kommt
nun gar ein ganz Fremdes, Neues in das Haus seiner
Seele, dann wird alles andere bis in die fernsten Win-
kel zurückgedrängt und rückt nicht eher wieder auf
den alten Platz, bis es mit dem Fremden vertraut
geworden ist und ihm Heimatsrecht gegeben hat.

»Die Tartars kommen, die Tartars!«

»Sie können aus deiner Hand lesen, wann du tot
gehst.«

»Sie können in die Zukunft kucken.«

»Sie stehlen kleine Kinder.«

»Sie stehlen überhaupt alles, was sie kriegen kön-
nen.«

»Sie kommen aus Afrika, wo die Sonne alle Men-
schen schwarz brennt.«

»Sie sind aber nur gelb.«

»Ja, weil sie fortgelaufen sind, als sie eben ange-
brannt waren.«

Und in wohliger Angst und banger Neugier umdrängten wir die kleinen Zeltwagen, die vor dem Dorfe ihren Standplatz hatten. Kam einer von den großen schwarzhaarigen Männern oder eine alte verhutzelte Frau auf uns zu, dann stoben wir wie die Vögel auseinander, wenn ein Habicht sich naht; aber mit den zerlumpten, halbnackten Kindern verständigten, ja befreundeten wir uns bald. Ihnen gegenüber empfanden wir nur Mitleid und Neid. Immer in solch kleinem engen Raum zu wohnen und zu schlafen, das kann man ja nicht aushalten; aber immer in der Welt umherziehen zu können und niemals zur Schule gehen zu müssen — ach, muß das herrlich sein! Unsere Mütter atmeten auf, wenn es hieß, die Zigeuner ziehen fort; wir aber blickten ihnen mit Wehmut und heimlicher Sehnsucht nach. Für uns jüdische Kinder kamen fremde Gäste und mit ihnen die unbewußt begehrten Aufregungen häufiger. Die polnischen Schnorrer suchten, zumal im Sommer, auch unser abgelegenes Dörfchen auf. Ein bißchen schämten wir uns vor unsern christlichen Kameraden, daß diese schmierigen, schäbig gekleideten Bettler, diese ‚Pollacken‘, auch Juden seien; aber sie bettelten ja nur bei uns, und unsere Eltern nahmen sie freundlich auf, gaben sie ihnen doch Gelegenheit, Wohltätigkeit zu üben. Sie ließen sie mit uns am Tische essen, und wenn einer noch gar am Freitag abend oder Sabbat mittag nach der Mahlzeit ein Stück ‚lernen‘, einen Vortrag über einen religiösen Gegenstand halten konnte, dann wurde er mit bewunderndem, dankbarem Auge angesehen, und aus dem Bettler war ein Reicher geworden, aus dem Empfänger ein Geber.

Und ein solcher Geber ward uns Kindern der lange

Gettschlek, der gewöhnlich zur Herbstzeit kam und oft wochenlang im Dorfe blieb. Eine seltsame Gestalt. Die dünnen Beine vermochten den überlangen Oberkörper kaum zu tragen, und das glatte, fahle Gesicht war so klein und weich, als ob es einem Dreijährigen gehörte. Nur die großen, traurig blickenden Augen verrieten, daß er die Welt schon manches Jahrzehnt kenne. Gewöhnlich ging er tief vornüber geneigt, als ob er etwas suche, und wenn er sich dann im Scherz oder Zorn hoch aufrichtete, schrak man unwillkürlich vor dem Riesen zusammen. Merkwürdig, ich habe später nie eine Giraffe gesehen, ohne daß ich an ihn denken mußte.

Der lange Gettschlek war mein bester Freund. Er zog mit mir auf den Osterberg und half mir Kuh und Ziege hüten, er schleppte Holz herbei und zündete ein Feuer an, er schnitt die Dornen mit den halbreifen Schlehen ab, die wir an der Flamme reifen ließen, und holte von den benachbarten Feldern Kartoffeln, die wir in der Asche brieten. Und wenn er dann die Hälfte meines Butterbrottes dazu verzehrt hatte, und mein letzter Apfel aus der Tasche in seinem Mund verschwunden war, dann schürte er das Feuer wieder an, daß die rote Flamme und der blaue Rauch lustig in die Höhe wirbelten, streckte die langen Glieder behaglich aus, schlug sich den Sack, der mir im Notfalle als Regenschirm dienen sollte, um die schmalen Schultern, lehnte sich an die Rückwand unsres Feldhüttchens, und mir den Wunsch vom Gesichte lesend, begann er mit schelmischem Schmunzeln:

»Nu, nu, Jung, erzähl ich dir 'ne Geschichte!«

»Ach ja, ja Gettschlek!«

Und nun erzählte er, indem er immer versuchte, seinen Dialekt meinem Verständnis anzupassen:

»Eines Tages ist mol der Todesengel zu Schemjisborach, zum lieben Gott —«

»Weiß ich, Gettschlek, nur weiter!«

»Zum lieben Gott gekommen und hot gesogt, du mußt mer helfen, sonst verlier ich mein Gewalt ibber de Menschen, und se sind nit mehr bange vor mir.«

»Wieso?« fragt der liebe Gott.

»Da steht geschribben: En schlimm Weib ist stärker denn der Tod. Wenn das die Menschen heren, von wannen soll ich mein Gewalt nemmen?«

»Wenn's aber nu wohr is?«, sogt Schemjisborach.

»Willste mol de Prob machen?«

»Gern«, sogt der Tod, »gern.«

Un Schemjisborach gibt ihm en Weib, 'ne Klafte, 'ne Schruze,¹ sog ich dir, wie du se dir nur denken kannst. Abber der Tod hot Courage gehabt un gesogt: »Nu wellen mer doch mol sehen.«

Un wie 'n Johr rum wor, hon se 'n Jungen gekriggt, un länger hot er's nit mehr ausgehalten. Den ganzen Tag hot se geschennt² und spektakelt, un da is er fortgeloffen.

Der Jung is in de Höcht geschossen un is stark und klug gewesen. Un da hot sein Vatter gesogt, der Tod: »Er soll stedieren, er soll Dokter werden. Da kann ich ihm helfen und er mir.«

Un der Jung is Dokter geworden und hot en Ruf gekriggt weit und breit. Er hot immer gewußt, ob die Kranken gesund werden oder sterben missen. Wenn der Vatter bei de Fieß gestanden is, hon se in de Erd missen, hot er abber beim Kopp gestanden, hot's en Refueh, ne vullständige Heilung, gegeben.

¹ böse Sieben. ² geschimpft.

Einmol is de Kenigstochter krank gewesen, kaan Dokter in der ganzen Welt hot mehr helfen kennen. Da hot der Kenig den Suhn rufen lassen. Und wie er beim Bett steiht, da sieht er seinen Vatter am Fußend steihen. Se kucken sich an — die andern hon aber nix geschaut — da dreht der Dokter das Bett schnell um, abber der Tod macht, wupps, en Sprung und steiht widder bei de Fieß. Da kuckt ihn der Dokter so witend an, un er packt das Bett fest an, un im Augenblick, wo er's umdrehen will, da schreit er laut: ‚Mutter, kumm mol rin!‘, und da verschreckt sich der Tod sau, daß er ein ganz benebbicht Gesicht macht und stur steihen bleibt, obben an dem Koppend, un dann, als de Tür ufgeht, springt er zum Fenster raus.«

»Aus?«

»Aus.«

»Und die Königstochter?«

»Is natirlich gesund geworden.«

»Und hat der Dokter sie zur Frau bekommen?«

»Das waaß ich nit.«

»Dann hat die Geschichte ja kein Ende.«

»Das End is ja der Anfang: En schlimm Weib ist stärker denn der Tod. — Nu lach doch, Jung!«

»Was ist da zu lachen? Weißt du keine andere Geschichte mehr, Gettschlek?«

»Ich glaab, ich weiß noch eine, aber eh ich die erzählen kann, muß ich mich stärken.«

Lernjahre

Ich hatte gut reden, daß ich Handelsmann werden und dem Vater helfen wolle, er sah mit einem trau-

rigen Blick den schwächtigen, bleichen Jungen an und lächelte wehmütig. Ich hatte gut trösten, er hörte geduldig zu, nickte mit dem Kopfe und holte sich bald selber den besten Trost und starb.

Auf dem »guten Ort«, wie die alten Juden ihren Friedhof nennen, am Wasserberg haben wir ihn begraben. Keine Mauer und kein Zaun schützte den Platz. Zwischen den kleinen grünen Hügeln weideten die Schafe und spielten die Kinder. Kein Stein stand da, der an die erinnerte, die darunter schlummern; aber die Söhne und Töchter, die Brüder und Schwestern, die Männer und Frauen kannten genau die Gruft, die ihnen gehörte, und an jedem Jahrzeittag standen sie da und blickten auf das stille Grab und schauten hinunter auf die Mühle und den Bach, auf das weite Tal und das kleine Dorf. Und gingen noch einmal sinnend und seufzend allen den Wegen nach, die von dort drunten nach hier oben führen. Und maßen den Weg, der wohl ihnen noch bestimmt sei, und dachten, wie schwer sie zu tragen hätten, und sagten zufrieden: »Ein guter Ort.«

Die Mutter war nach dem Tode des Vaters wie umgewandelt. Die zarte, schwächliche Frau, die immer gegen die Aufregungen ihres Gemüts zu kämpfen hatte, die selten aus dem Hause ging, die am liebsten in ihren freien Stunden im Gebetbuch und in der »Zennerenne«, einem jüdischdeutschen Geschichtenbuch, las, wies alle Hilfe der Verwandten und Freunde zurück und sagte beherzt: »Ich bring mein Kind schon allein durch.«

Kaum waren die Trauertage vorüber, da ging sie »auf den Handel«. Den Henkelkorb am Arm zog sie wie der Vater von Dorf zu Dorf, verkaufte Garn und Spitzen und Bänder, kaufte Felle und Korn, Obst

und Samen und was Weg und Tag mit sich brachten; nur Großvieh kaufte sie nicht.

»Eine Frau darf nit auf den Markt gehen«, meinte sie, »und was man nit selber ausführen kann, soll man nit anfangen.«

Die Bauern sahen sie gern, und bei den Dingen, deren Wert sie noch nicht genau kannte, stellten sie selber die Preise und keine zu hohen. Sie waren mit dem alten Nathan immer gut ausgekommen und hatten Respekt vor »sien Fruggensminsch«.

Halb mit Bedauern, halb mit Bewunderung sah ich, wie die Mutter sich mühte und quälte. Von meiner Hilfe wollte sie nichts wissen, nicht jetzt und auch später nicht. »Mach keine Flausen, Jung«, pflegte sie zu sagen, wenn ich mit dem alten Plan hervorkam, »zum Handelsmann bist du viel zu dumm, du wirst Lehrer, wie der selige Vater gewollt hat.«

Frühmorgens begleitete sie mich oft eine Strecke auf dem Schulweg. Dann war das Hauswesen schon geordnet und Stube und Küche blank geputzt. Ich mußte ihr von meinem Lernen berichten, ein Gedicht hersagen, aus der Weltgeschichte erzählen, fremde Länder und Städte beschreiben, und es gab keine aufmerksamere Zuhörerinnen und Schülerinnen als sie. Wochenlang später knüpfte sie an eine alte Geschichte, an einen Namen, an eine Behauptung an und zeigte mit neuen Fragen, daß sie inzwischen in sich verarbeitet, was ich nur obenhin gelernt hatte. Gewöhnlich trat mitten in der eifrigsten Unterhaltung der Scheideweg dazwischen. Wir drückten uns die Hand, und, schon den Fuß nach verschiedenen Richtungen gewandt, klang es hinüber und herüber: »Mach gute Geschäfte, Mutter!« »Lern gut, mein Jung!«

Und endlich war ich vorbereitet. Zum erstenmal in meinem Leben fuhr ich mit der Eisenbahn. Die Vorfreude auf dieses Ereignis war größer als die Sorge um das Examen. Ich wußte, daß ich es bestehen müßte, und ich bestand es auch. Aber merkwürdig, als ich mit der frohen Nachricht triumphierend heimkehrte, war die Mutter gar nicht so erfreut darüber, wie ich erwartet hatte. Ach, sie dachte wohl mehr an die Folge als an den Erfolg. Ein Druck lag von nun an auf ihr. Und eines Abends rief sie mich vom Spiel auf der Straße in die Stube herein, stellte sich vor mich hin, faßte mich mit beiden Händen an und fragte: »Jung, du willst Lehrer werden?«

»Aber, Mutter, das weißt du doch!« sagte ich ganz erfreut.

»Na, Kind, dann probier mal deine Kunst an mir. Man sagt wohl, ein alter Bär lernt kein Tanzen mehr, aber probieren geht über studieren. Wollen's mal versuchen.«

Und sie ließ das Rouleau herunter, setzte sich an den Tisch, schlug ein neues Schreibheft auf und tunkte die Feder ein. »Nun man zu, Kind, fang an!«

»Was denn, Mutter?«

Und dann kam's heraus, zagend, halb wie ein Geheimnis, halb wie ein Liebeswort: »Du sollst mir das Schreiben beibringen.«

Ich sah sie betroffen an.

»Ja, es ist mir Ernst. Das bißchen, was ich in der Dorfschule gelernt hab, ist so gut wie vergessen, und wenn mein Kind in der Fremde ist, muß ich ihm doch 'en ordentlichen Brief schreiben können. Nu, Jung, mach so kein dumm Gesicht und fang an.«

Und ich fing an. Und einen ängstlicheren Lehrer und eine willigere Schülerin hat's wohl nie gegeben.

Die Mutter

Das war der letzte frohe Tag im Leben der Mutter. Als das junge Paar Abschied nahm und Freund Mainzer noch in der Türe lächelnd sagte: »Auf der Hochzeit Ihres Sohnes tanzen wir beide noch zusammen«, da schüttelte sie den Kopf, und in ihren Augen stand: Euch seh ich nie wieder. Zum erstenmal fühlte sie mit sicherem Bewußtsein, daß es mit ihr zu Ende ging, und ganz ruhig, fast fröhlich sprach sie es aus. War es ihr doch mehr ein Wiedersehen als eine Trennung. Eltern und Geschwister, Mann und Kind warteten schon auf sie und noch so viele andere, die sie gekannt hatte, und die ihr gewiß alle gern die Hand entgegenstrecken würden. Freilich, von ihrem Jungen müsse sie sich losreißen, wenn sie die andern wiedersehen wolle, aber in der bitteren Angst um ihn kam der tröstende Gedanke: eine Sorge hat er weniger. Er ist jung und stark, und wenn er die alte Mutter auf seinem Weg nicht mehr mitzunehmen braucht, geht es noch einmal so leicht.

So matt sie sich auch fühlte, so war sie tagsüber doch nicht zu bewegen, sich zu Bett zu legen. »Wenn man noch nit krank is, im Bett wird man's gewiß«, wehrte sie sich. Sie wollte nicht, daß ich den ganzen Tag in dem dumpfen, engen Kämmerchen säße, und für sie selber wäre es auch zu langweilig. Man hätte keine Augenweide im Schlafzimmer. So in der Stube, das sei ganz was anderes. Da sei alles heller, und jedes Ding wisse was zu erzählen, die Bilder da an der Wand: Moses und Aaron, Kaiser Friedrich und der alte Kaiser Wilhelm und Bismarck, wo kämen nochmal so fünf Leut beisammen? Und die Tasse da auf dem Bort, der selige Vater hätte zuletzt daraus ge-

trunken, und die Schabbeslampe, die sie von der Großmutter geerbt und über die sie selber als junge Frau den ersten Segensspruch gesprochen habe, das Soldatenbild ihres Ascher, — da an dem Tisch hätt er immer gesessen — »ach, du lieber Gott, wer hat nit an dem Tisch da gesessen!«

Dinge und Gestalten flossen zusammen.

Nie hat sie so viel geredet wie in diesen letzten Tagen.

»Kuck, mein Jung«, fing sie gewöhnlich an, als ob ich es so vor Augen sehen könne wie sie selber. »Kuck, mein Jung«, und aus ihren fernsten Tagen kam Kunde. »Ein ganz klein Mädchen bin ich noch gewesen, die Mutter war tot, die Brüder waren schon von Haus, und der Vatter war die ganze Woch draußen. Wenn er des Morgens fortging, hab ich noch geschlafen, und wenn er abends widderkam, war ich schon im Bett. Bloß am Schabbes waren wir zusammen. Und da hab ich mich denn manchmal in der Woch, so im Abendschummer, auf die Bank hinterm Ofen gesetzt, hab die Augen zugemacht und geträumt: jetzt ist Freitag nachmittag, jetzt kommt er, da geht ein Schritt auf der Straße — das ist er! Und's Herz im Leib hat mir gelacht. Aber ich hab die Augen nit aufgemacht, ich wußt ja, dann war alles vorbei.« Und sie erzählte, wie sie ihr Brot in der Fremde verdient, wie mein Vater um sie geworben und sie ihn zuerst, weil sie noch gar so jung war, auf eine Verwandte hingewiesen, und wie er ganz wütend gebrummt hätte: »Dumme Gans, wenn ich die hätt haben wollen, hätt ich dich nit gefragt!«

Sie habe ihn so gern gehabt, aber ihr Jawort habe sie da doch vor lauter Angst gegeben. Und dann aus den Jahren der jungen Ehe, von ihrer Not und ihrem

Frieden und von jenen Tagen, die ich schon selber miterlebt. Und da fand sich, daß uns beiden die liebste Zeit doch die war, wo wir morgens früh zusammen fortgewandert, jeder zu seiner Arbeit, sie zum Handeln und ich zum Lernen. »Mach gute Geschäfte, Mutter!« »Lern gut, mein Jung!« Das klang jetzt aus fernen Tagen wie ein Vogelruf in später Abendstunde.

Und eines Nachmittags — die Sonne guckte noch eben durch das Fenster — steht sie von ihrem Sessel auf und stellt sich ganz sacht hinter mich, der ich am Tisch in einem Buch lese. Und sie guckt mir wie früher einen Augenblick über die Schulter und legt mir die Hand auf den Kopf: »Kind, mir ist so eigen, ich glaub, ich werd wieder gesund. Komm, gib mir die Tefille, ich kann noch Mincheh oren, es ist noch Zeit.«

»Aber du kannst nicht stehen, Mutter.«

»Ich kann's. Du siehst ja.«

Und sie hält sich mit der einen Hand an einem Stuhl und fängt an, halblaut zu beten, und wie sie mitten in der Schemaune Esre ist, wird sie unruhig und blättert und blättert und sagt leise, wie vor sich hin: »Die Jom-Kippur Schemaune Esre — die Newidde«¹ und sucht und wankt. Ich rücke ihr schnell den Sessel hin, sie sinkt hinein und greift nach meinen Händen:

»Da ist das Schiff, kuck, mein Jung, kuck, unser Vater fährt auch mit übers Wasser, übers große, große Meer — Schema Jisroel!« — — Und ist tot.

¹ statt 'Widdui'.

SR 14.06.06 H4



03SR1374

